

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanfstengel.



No. 84. Schon ich Ihre dann schon verzeiht, daß mer Kompente hen triegt? Nehs, die Anna is do; wisse Se, die Anna is das Mehdsche, wo mer in Parris an die Weltsehr hen tenne gelernt un wo ich inweidit gehat hen, an uns zu table. Well, jeh is se do, un ich muß sage, daß ich noch nie e diesenters Mehdsche hen tenne getret. Wi die Anna tann mer gar tei Mehdsche mehr rufe, die is e Lebde un das is all, was se is. Se hot e Weus, sell is e Dehntie; ei tell jub, die tann wahrbele, daß es ein ganz grien und schwarz in front von die Auge wird. Sie is e große Singer un mer hen so lang an se getahlt, bis se ihren Meind uffgemacht hot, mit ihre Weus zu hawele. Der Phil, wo mein Hosband is, der is ihr Menentischer un ei tell jub, der verheht! Wei ich hen nie gebent, daß so ebbs in ihm war. Off Kohrs gleich ich nit so edstra, daß er so viel mit die Anna fortgebt, awover ich tann doch nit helfe, das is Bihne un dann is auch die Anna e viel zu strehts Mehdsche; off Kohrs, den Phil is nit zu trofte, awover mer mern ja sehn, ennihau muß ich e wenig klohs waische. De anere Dag hen ich mol en Kahl an die Wiffus Wedesweiler gemacht. Se hot erkt gar nit gewiht, was se sage sollt. „D mei,“ hot se gesagt, „ich hatt dich ja puttniegar nit getenat, o mei, was en fremdscher Besuch! Ich hen gebent, strebm zu die fellische Kompente hattst, deht du die arme Leit gar nit mehr tenne. Well, well, jeh dich doch wenigstens e wenig. Nimm en Stuhl un dann tann du auch e Kopp Koffee hen, ebbs stongerers will ich dich gar nit offere, bitahs. Jhr scheint den Stoff, wo mein Hosband in sein Stohr hot, nit mehr zu gleiche.“ Sell war off Kohrs en Hint, weil der Phil un Wedesweiler schlech duht un nit mehr in sein Salubn geht, awover ich hen gedat, als wann ich se nit verheht deht. Mer hen von den Wetter getahlt un von di Ladsch un do is die Wedesweilerin so bei un bei wider e wenig warmer anorde. „Lizzie,“ hot se uff einmal gesagt, „ich hen e große Kummer un ich hen kein Mensch, wo ich emol mehrzhe ausschitte tann.“ Wei, waitis die Mütter mit dich? hen ich gesagt. Wisse Se in die erste Lein sin ich artig neugierig gewese, was dan eigentlich die Mütter mit den Wedesweiler'n sein konnt un dann hen ich doch auch e wenig farrie for se gefiehl. Zuerst hot se gar nit mit die Sprach etaus gewollt, wie ich se awover e wenig getieft hen, do hot se gestart zu greine un sagt, ach Lizzie, hot se gesagt, ich sin so artig unglücklich, daß ich dich's gar nit sage tann, mein Alter sauft so schredlich un er duht gar nids mehr un mich gewese. D, well, hen ich gesagt, so schlimm werd's doch nit sein. Nehs, hot se gesagt, es is noch viel schlimmer un ich duhn's erscht nohtisse, seit dem der Phil mit mein Mann den Strach gehat hot un nit mehr in sein Plog tomme duht. Seitdem duht der Wedesweiler in ein Stid Bierche drinke un er is die mehrichte Zeit unner den Influss. Wann ich nor ebbs wiht, wi ich das bese Habbit breche konnt, ich deht mer weis was, jeh, ich deht einiges drum gewese. Am liebsche deht ich gleiche, wann der Wedesweiler ganz ausverkaufe deht un deht ebbs anerscher stark. Wiffst, er duht auch gar kein Bihnes mehr, seit dem Hosband nit mehr tomme duht. D, well, hen ich gesagt, do tann ich mein Phil gar nit so artig for blehne. Der Wedesweiler hatt ihn different triete solle; mein Mann is doch sojagliche auch kein Kindvieh un tann noch lang nit alles stene, was einer zu ihn duht. Do hot die Wedesweilerin e Nehs gemacht un hot gesagt, der Wedesweiler hatt ganz recht gehabi; der Phil deht dehte, weil er e paar Schilling mehr hatt wie ihr Alter, do war er de ganze Puch; er deht dehte, mit die Salubntieper do konnt mer made was mer wollt, sie wiht awover, daß die Salubntieper gewiffermaache auch Mensch wäre. Do hen ich gesagt: Sell is Konsenz, ich wiht gut genug, daß die Salubntieper auch Mensch sin un se sin sogar ganz nohtwendige Mensch un mitaus Salubntieper tann mer gar nit duhn, denn wenn's keine Salubns mehr gewese deht, dann miht die arme Männer elendig verborichte un das gleicht keine diesente Frau. Awover es hot unner alle Klasse Mensch schmarte un dumme un die Salubntieper wer'n wohl auch keine Schepfchen von die Kahl sin. Sell is fer die Wedesweilerin jubel gewese. Se hot gesagt, ob ich damit meine deht, daß ihr Hosband e Kamel war oder gar e Rindvieh. Ich hen gesagt, ich deht gar nids meine, awover: sie niht ja am Beste wisse, was ihr Hosband war, ich wiht ganz genau, was er war. Gafich, do is awover die Wedesweilerin mähd geworde. „Du enseltiges Diehr, hot se gesagt, ich sage mich los von dir. Ich tenne Jhne nit mehr, mach Se, daß Se aufteit tomme, du bist gar so bumm wie dein Hosband.“ Do hen ich awover emol diefend ausgepart: „Wedesweilerin,“ hen ich glagt, „Ludehter, du bist so dumm, daß dich die Gufses beise; wann ich en Hund war,

dann wollt ich dich noch nit for en Freind hen. Mein Hosband is ganz recht, daß er nit mehr zu dem Mann geht, der is viel zu stinische for einig gebilbete Mensch, er is mit ein Wort e Rindvieh.“ Sell hot's gefeilt. Was is er? hot die Wedesweilerin gesagt un befohr daß ich hen enner gekannt, do hen ich eine uff mei leffheit Ohr gehabi, daß ich ganz biffie geworde sin. Mister Githor, ich sin schuhr genug feinzetter, awover jeh is es los gange. Wei ich hen die Wedesweilerin en Oppertott gewese, daß se de lange Weg hingefalle sin, dann sin ich uff se gelschumpt un hen se doch so verhammsacht, daß es e Scheim war. Ich hen je geschreitscht, ich hen se gefiehe und ich weiß gar nit, was ich alles zu se gebahn hen. Ich sin zu mähd gewese. Ei tell jub, ich sin escheimt von meiselst gewese, awover unner die Zirtumstanz hen ich doch nids anerscher duhn konne. Ich denke, jeh hot unfer Freindschaft mit die Wedesweilerin e Loch, was nie nit zubehle duht. Mit beste Riegarhs Raths

Lizzie Hanfstengel.

Ihr erstes Bouquet.

Von L. Dillon.

Hinter dem Stoffvorhange, der die Arena von den intimen Regionen des Circus scheidet, roch es nach Sägespähnen, Gas und neuem Holz. Von einer Seite klang das ungeduldrige Stampfen der Pferde, von der anderen die Töne des Orchesters. Durch eine Öffnung im Vorhange waren in amphitheatralischen Reihen — die Köpfe des Publikums sichtbar.

Ein jugendlicher Reiter sprinat durch Papierreifen, zwei Clowns ergehen sich in den alten albernen Spähen, und das Publikum applaudirt wie gewöhnlich.

Draußen in dem sogenannten Garderobenzimmer stehen und liegen verschiedene Requisiten für eine Pantomime, ein Teppich für den Akrobaten und Barrieren für die springenden Pferde. Ein frohschauender Kunstreiter, der einen Winterüberzieher lose über seinen Tritotanzg geworfen hat, lehnt an der Mauer. In einer Ecke neben dem Vorhange steht eine Familiengruppe. Der Vater, ein bieder, blaß und ungesund aussehender Mann in schwarzem Frack und gelben Glaces, mit einem großen, imitierten Brillant in der Kravatte, einer glänzenden, schwarzen Perrüde und gefärbtem Schnurrbart, macht einen fast peinvoll unechten Eindruck.

Die Mutter ist eine kleine, vertrocknete braune Person mit dünnem, schwarzem Haar und durchdringenden Augen. Sie trägt ein fadensteines, flechtiges Wollkleid und einen verschöffenen, mit mottenzertretenem Pelz verbrämten Sammetmantel. Ein verbolter Strohhut mit zerdrückter Feder deckt ihr Haupt. Niemand, der sie jetzt sieht, vermag sich vorzustellen, daß sie dereinst der vielbewunderte Stern der Gesellschaft gewesen. Nun sitzt sie gewöhnlich an der Thür und nimmt die Billets in Empfang, um, so oft es angeht, die erharteten Hände in einem alten, schabigen Muff zu vergraben. Heute aber ist sie von ihrem Pöbel dispensiert, denn heute feiert ihre Tochter Paula ihr erstes Debut.

Das ist ein hochbedeutungsvolles Ereignis, ja geradezu eine Lebensfrage für die Familie, denn die Artisten dieses Genres sind in der Regel darauf angewiesen ihre Kinder zur Stütze ihres Alters heranzuziehen.

Der Vater, dessen Glieder ihre Gesandtheit verloren, sodas er das Reiten aufgeben mußte, macht sich nun als Impresario nützlich und schreibt die Kontrakte für die Artisten aus, während die Mutter für die Truppe wacht und wäscht und die Kostüms mit Goldtressen und Plittern schmückt. Ja, Papa und Mama Carrambino sind alt, und all ihre Hoffen beruht auf ihrer Tochter. Zwar haben sie auch einen Sohn, Ricardo, einen geschickten jungen Jongleur, der die gewöhnlichsten Kunststücke mit Tellern, Bällen etc. macht, aber in diesem Fach ist zu viel Konkurrenz und seine Einnahmen sind nicht derart, um der Familie eine wesentliche Unterstützung zu gewähren.

Doch Paula — falls sie nur Klug ist und sich nicht an den ersten Besten fortwirft, der mit ihr schönthut — Paula könnte das Glück der Familie machen. Sie könnte einen Grafen oder Baron oder gar einen Fürsten heiraten. Auch ein reicher Bankier wäre gar nicht übel. Wie oft hat man von derartigen Fällen schon gehört. Und ist Paula nicht ein hübsches, anmutiges Mädchen?

Stolz und hoffnungsfroh ruhen der Eltern Blicke auf ihr, wie sie dort steht, zwar bebend vor Kälte und Erregung, doch ein Bild hoher Venzgrise mit ihren dunklen, leuchtenden Augen und dem üppigen rosengefärbten Haar.

Ein alter, weißer Mantel, den ihre Mutter sorglich über ihren nackten Schultern zusammengezogen, verhüllt ihre Gestalt.

Die Nummer ist beendet, ein Beifallssturm durchbraust den Circus. Der Akteur wird herodgerufen und erscheint noch ganz außer Athem, um sich dantend zu verneigen.

Nun ist die Reihe an Paula. Ein schneeweißes Pferd mit weißer, rosenbestäubter Sattelbede wird vorgeführt.

Sorglich löst Mama Carrambino den Mantel von den Schultern der Tochter, und gleich dem sich entpennenden Schmetterling steht Paula jetzt,

strahlend von Jugend und Schönheit, inmitten düstiger Wollen von rosenrothem Talaran. Ein mit Silber-tressen garnirtes Leibchen von rosa Seide umschließt ihre schlante Taille. Glasebesteine von wunderbarem Glanz funkeln an Hals und Armen.

Eifrig ordnet Mama Carrambino die Reihen des kurzen Talaranrodes und besetzt ein Rosenbouquet an einer Schulter. Dann streichelt sie sanft die dunklen Haarwellen und läßt die Tochter, während ihre Tränen auf den alten, schabigen Muff in ihrer Hand niederträufeln. Nachdem Paula auch den Vater geküßt hat, reicht sie ihm die Hand. Papa Carrambino wirft sich stolz in die Brust und führt sie mit seinem stereotypen Artistenlächeln zum Eingange der Arena, wo selbst die Kunstreiter in ihren Galatostümen Spalier bilden.

Das Orchester spielt eine lodende Melodie. Der Vorhang steigt zur Seite und Paula erscheint im Arme des Vaters und schaut mit lächelndem Blick in den Raum. Bewirrt, gelendet durch das grelle Licht, erschreckt durch die Reih der sie anstarenden Haupter, bleibt sie einen Moment zögernd stehen, dann sich ermannend, schwingt sie sich großmütig auf ihr Pferd, ordnet mit leichter Hand ihre rosafarbenen, Gewänder und läßt, mit ihrer kleinen, silberbestäubten Peitsche spielend, den Blick durch die Arena schweifen.

Ein kleiner Knabe in blauer Uniform mit zwei Reihen blauer Knöpfe kleidet kleine Bouquets feil — schlichte kleine Sträußchen von Immortellen, Moos und in leuchtenden arinen und roten Tönen gefärbten Gräsern; doch gleich den Glasebesteinen, die Paula trägt, erscheinen sie im Gaslicht nahe zu echt.

Als Paula langsam durch die Arena reitet, fällt ihr Auge auf die hohe, schlante Gestalt eines jungen Mannes, dessen Hand eines dieser Bouquets hält.

Sie hat ihn tags zuvor während der Probe gesehen. Von einer Aufmerkung der Pferde zurückgekehrt, hatte er einen Augenblick an dem Eingange der Arena gestanden und, den Vorhang zur Seite schiebend, mit einem Blick voll Kühn, unerböhlener Bewunderung nach der kleinen Paula geschaut.

Ihr armseliger, häßlicher Anzug — eine blaue Kattunbluse und ein schmutziger, zerfetzter Talaranrock — hatte ihr jäh Schamröthe in die Wangen gejagt und schnell war sie hinausgeritten.

Später hatte sie von dem Direktor gehört, daß es ein Graf gewesen, und das konnte ja auch gar nicht anders sein, er war ja so schön und elegant. Ein kostbarer Pelzrock umhüllte die hohe, gebieterische Gestalt. Sein blaues Gesicht war von feinem, ebenmäßigem Schnitt, ein blonder Schnurrbart beschattete den auffallend schönen, doch von einem milden Zuge unlagerten Mund.

Und nun steht er dort und schaut sie an, und sie sieht dieselbe unerböhlene Bewunderung in seinem Blick. Das Bouquet in seiner Hand ist sicherlich für sie bestimmt. Jhr Herz klopt vor Entzuden. Er ist so schön und ein Graf, und es ist ihr erstes Bouquet.

Mit stolz erhabenem Kopfe und feinem umwandelbaren Lächeln tritt jetzt Papa Carrambino an die Seite des Pferdes und knallt mit seiner langen Peitsche.

Das Thier setzt sich in Galopp. Paula springt empor und steht nun in grazioser Haltung auf dem lustig dahingaloppirenden weissen Pferd, um sodann, unter lautem Applaus, verschönderte Klänge Reiterstücke auszuführen. Als sie wieder einmal an dem Grafen vorbeireitet, steht sie, wie dieser sich verneigt, und, mit schwarzem Auge zielend, das Bouquet direkt an ihre Brust wirft.

Lächelnd fängt sie es auf. Doch im selben Moment macht das Pferd einen jähen Satz. Paula verliert das Gleichgewicht und stürzt, wobei ihr Kopf gegen die Barriere schlägt. Das Bouquet fest mit der kleinen, weißen Hand umschlossen, liegt sie dort still und reglos.

Ein Schrei des Entsetzens geht durch das Publikum. Die Musik verstummt. Dumpfer Beifall, taumelt Papa Carrambino auf den regungslosen Körper zu und trägt ihn mit Hilfe zweier Kunstreiter hinaus.

Gleich dem Brausen der Sturmbelegten See hallt das Gemurre der Menge durch den Raum. Der elegant junge Mann erhebt sich und verläßt den Circus.

Draußen auf dem bunten Akrobatenentpich liegt Paula mit geschlossenen Augen, ihr Bouquet fest an die Brust gepreßt. Die Mutter schluchzt zu ihren Füßen. Des Vaters bleiches Gesicht erscheint wie eine Todtenmaske. Die Artisten stehen im Kreise umher, und unter ihnen der junge Clown Dobarco.

„Das Bouquet, das elende Bouquet ist schuld daran!“ ringt es sich wie ein Rechen aus seiner Brust.

„Es war ihr erstes Bouquet,“ flüstert die Mutter unter Thränen.

„Und solch ein gewöhnliches Ding! bemerkt einer der Artisten verächtlich.

Mama Carrambino hebt das thranenüberströmte Gesicht. „Es ist von Immortellen,“ sagt sie, „und die meisten nicht. Mein erstes Bouquet bestand aus Rosen, und die verwelkten.“

Der Direktor erscheint mit der Meldung, daß der Doktor bald zur Stelle sein wird. Dann begibt er sich in die Arena und verklärt dem Publikum, daß Mademoiselle Paula außer Gefahr ist.

Der Clown Dobarco tritt jetzt auf,

aber das Publikum lacht über seine Späße nicht, die aus todeswehem Herzen kommen. Thränenfurchen ziehen sich über seine gemalten Wangen, und darum wirft er sich so oft mit der Nase in den Sand, um dem Publikum die Verzweiflung seiner Seele zu verbergen.

Währenddessen liegt Paula immer noch bewußtlos. Nur einmal hat sie die Augen geöffnet und das Bouquet lächelnd noch fester an's Herz gedrückt.

Der Doktor kommt; allein er findet hier nichts mehr zu thun. Der Direktor hat Recht gehabt. Paula ist außer Gefahr... denn allen Gefahren des Künstlerlebens ist sie für immer entrückt. Rein und unschuldig, inmitten des Applauses, im glücklichsten Augenblick ihres Lebens ist sie dahingegangen.

Wie sie dort ruht auf dem bunten Akrobatenentpich, umwo von rosenrothem Talaran, ein Lächeln auf den Lippen, das Bouquet fest an's Herz gedrückt, scheint sie nur zu schlummern. Es ist kein kostbares Bouquet stolzer Rosen, die so schnell verwelken und von so mancher ihrer Schwestern mit ihrer Ehre bezahlt worden, nein, nur ein Sträußchen von schlichten Immortellen. Die aber welken nicht.

Humoristisches.

In der Campagna.
„Ein Gnädigste schon einmal aus dem Leim gegangen?“

Der kranke Crinker.
„Ihr Mann klagt wohl viel über Durst?“ — „Ne, Herr Doktor — über den freut er sich nur!“

Abhilfe.



Lehrer: „Mit dem Schreiben will's halt gar nicht recht vorwärts gehen bei Ihrem Buben.“ — Vater: „Macht nichts, Herr Lehrer; hab' ihm schon a Schreibmaschin' kauft.“

Moderne Kultur.
A.: „Du hast keinen Haus Schlüssel? Stehst Du so unter dem Pantoffel?“ — B.: „Das nicht, aber meine Frau braucht ihn selber!“

Ein bescheidenes Gemüth.
Herr: „Warum laufen Sie denn so rasch, Fräulein Rosa?“ — Eitelliche Jungfrau: „Ach, es ist gar so süß — das Herzklopfen!“

Brave Kinder.
Pfarrer: „Wohin geht Ihr denn, liebe Kinder?“ — Peter: „Zu Nachbars Lieschen — wir haben heute unser Lebertran-Kränzchen!“

Dosen-Gesundheit.
„Sind die Herrschaften zu sprechen?“ — „Es ist Besuch da!“ — „Wissen Sie das gewiß?“ — „Ja. Ich habe soeben gehört, wie der gnädige Herr, liebe Marie' zur Gnädigen gesagt hat!“

Wenn sie kocht.
Junger Chemann (miftrauisch): „Was ist denn das, was Du da gekocht hast?“ — Frau: „Nr. 207 aus dem neuen Kochbuch, Männchen; den Namen habe ich leider augenblicklich vergessen!“

Gut gegeben.
Professor (als sehr zerstreut bekannt): „Ich habe die Bestimmung getroffen, daß meine Leiche mal verbrannt, und daß die Asche in alle Winkel zerstreut werden soll.“ — Eine Wollde also nach ihrem Tode noch ein zerstreuter Professor sein.“

Wie die Alten singen.
Mutter: „Fritz, gehe doch zum Milchbretthändler und hole den bestellten Hasen ab!“ (Nach einer Weile kommt der kleine Fritz zurück, aber ohne den Hasen.) — „Ja, bist Du denn schon wieder da? Und wo hast Du denn den Hasen?“ — Fritz: „Weißt Du, Mama, mir ist vor der Thüre eine alte Frau begegnet und da bin ich gleich wieder umgekehrt.“

Treffende Bezeichnung.
Das Personal einer großen Firma hat im „schwarzen Bären“ den Geburtstag des Chefs gefeiert. Verschiedene der jüngsten Herren haben dabei das Guten zu viel gethan und liegen später zu einer anmuthigen Gruppe vereint im Chausseegraben. Fremder (der mit dem Nachtwächter des Orts vorübergeht): „Was ist denn das hier?“ — Nachtwächter: „Ach, eine Niederlage der Firma Schlaumann & Co.“

Gemüthlich.



Kellner: „Soll ich die Müller und Schmidt raus schmeißen?“ — Wirth: „Haben sie schon bezahlt?“ — Kellner: „Der Müller hat bezahlt.“ — Wirth: „Schmeißen Sie dann den Müller raus!“

Mutterkoll.
„Ihr Hans! Ist doch ein rechter Schmutzfink, Frau Nachbarin!“ — „Dafür wäscht er sich aber schon selbst!“

Farts Anspielung.
„Warum, Frauen, freust Du Dich jedes Mal so sehr, wenn ich ausgehe?“ — „Weil ich jedes Mal denke: dießmal wird er mir wohl was mitbringen!“

Loyal.
„Hohheit hat also geruht, neulich ein Spielchen mit Ihnen zu machen — und wer hat gewonnen, Herr Rath?“ — „Ich hatte den Schmerz, zu gewinnen.“

Individuelle Auslegung.
Mori (in einem Bude lesend): „Tateleben, was heißt das: Handele immer recht!“ — „Nu, wenn Jemand verlangt für a Waare zehn Mark, wirft Du ihm geben drei Mark.“

Schrecklicher Traum.
„Kommt, Lude, jeh'n wir 'mal 'n Bischen nach de Bauplätz' und schau'n wir den Arbeiter'n zu!“ — „Ne, nich' for Alles in der Welt! Det letzte Mal hat mir die junge Nacht dom Arbeiter'n jeträumt!“

Erbslich.
Herr Muß ist Mitglied einer Sterbekasse, bei der jedesmal, wenn ein Mitglied gestorben, von den anderen Mitgliedern ein Beitrag erhoben wird. Muß: „Sie kommen nun schon zum dritten Mal in dem Monat. Da müssen ja jetzt fürchtbar viel Leute sterben.“ — Bote: „Freilich, aber trösten Sie sich, Herr Muß, Sie kommen auch einmal d'rant!“

Zuversichtlich.



Karlchen (Sextaner, der vom Ordinarius schon verschiedentlich Strafarbeiten erhielt, als ihm wieder eine solche zubittet wird): „Wart' nur, wenn ich einmal Minister werd' — Du bist der Erste, den ich abjag'!“

Unverbessertlich.
Junge Frau: „Es ist jetzt schon das dritte Mal, daß Du plötzlich verreisen mußt, wenn Mama ihren Besuch annimmt! Was soll sie denn davon denken?“ — Junger Chemann: „Nun — alle guten Dinge sind drei!“

Aus der guten alten Zeit.



Hauptmann (zu einem Garbisten): „Nimm Dich z'amm, Michel, beim Exercieren; dort drüb'n steht Deine Alte und schaut uns zu!“

Avengende Beschäftigung.
„Warum sieht man denn Euch Zwoet immer miteinander laufen?“ — „Ja, weißt Du, wir haben uns assoziiert. Wir besuchen misammen die Schwurgerichtsverhandlungen. Regelmäßig bekommen wir dann Streit; der Eine von uns sagt immer: Er wird frei, der Andere meint: Er wird verurtheilt.“ Schließlich wetten wir, und das Geld wird dann Abends gemein schaftlich vertunken!“

Eine Mutterrede.
Gymnasiallehrer Rud, ein ausgezeichneter junger Gelehrter, ist aus dem kleinstädtischen Dörfchen an die Universität berufen worden. Heute feiert man seinen Abschied. Der Bürgermeister hält eine fulminante Rede und schließt mit den pathetischen Worten: „Hochgeehrte Anwesende! Hier sitzt er, der große Mann, unter dem gemeinen Volk und schämt sich nicht. In wenigen Tagen geht eine Menge von hier fort in ein neues Amt und das ist kläglich. Aber wir freuen uns trotzdem darüber; denn das ist der Zweck unseres Daseins. Stochen Sie mit mir das Glas an und den Ruf aus: Der Herr Professor lebe hoch — hoch — hoch!“